Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Anna König
Autor: Siebel, Johanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571593

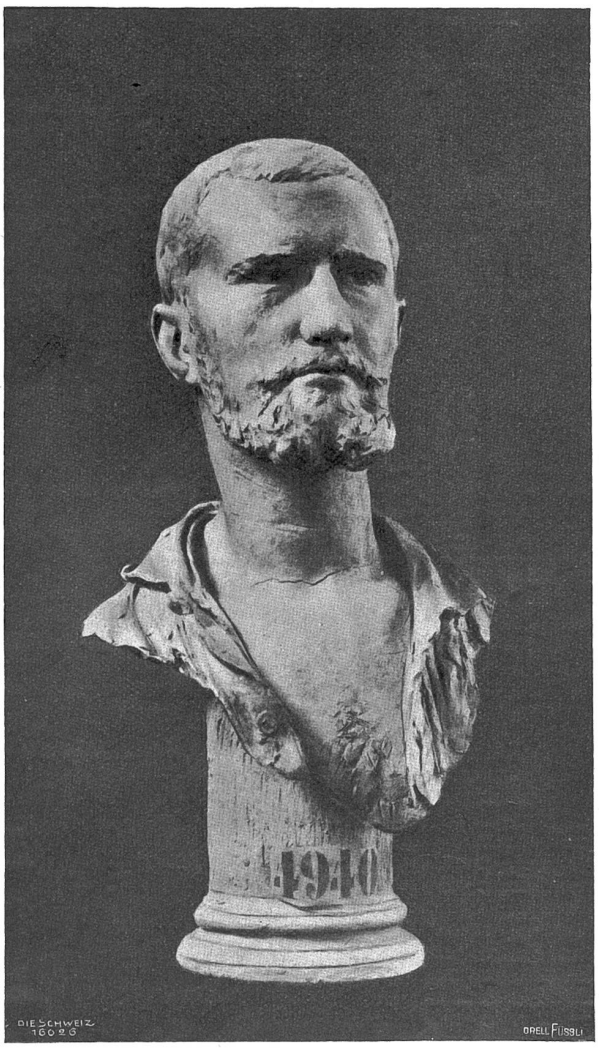
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Mein Bruder. Bildnisbüste (1888) von Hugo Siegwart, Luzern-München.

Sehens die Stirne zusammenzieht, das ist meisterhaft geformt. Und doch liegt Ruhe über dem Ganzen.

III.

Noch einmal Dalou. Denn wir sind zu Ende und können zum Anfang zurückkehren. Dort haben wir ein Prognostikon gegeben hinsichtlich des Weges und haben die Keime von Siegwarts Entwicklung in Paris gesucht. Er liebt die Seinestadt noch jetzt. Wenn man in München des Abends zusammensaß und ihn der Ekel ankam über das tintenklexende Säkulum, dann erzählte er aus seiner Pariserzeit und redete von ihr wie heute die alten Franzosen über die Gloire der Napoleoniden. Sonst gehört der Künstler zu den Schweigern.

Nun, Dalou hat einen „Bauern" geschaffen. In wundervoller Realistik steht er da. In Hemd und Hose und den großen Sabots, die wie halbverdeckte Fischerkähne aussehen. Die Hacke liegt zu seinen Füßen, und er streift sich den rechten Hemdärmel zurück. Eine wetterharte Figur, voller Kraft und mit der ganzen Poesie der schweren Arbeit.

Geht Siegwarts Pfad vielleicht dahin? Die Kraft hätte er, den Ernst und die seelische Tiefe. In den „Schwingern" verarbeitete er ein mächtiges Stück Volkstum: erdständig und groß und doch einfach. Er kennt die Gebärde, solche Geister zu beschwören . . .

Noch ein Prognostikon? Künstlerträume sind zu seltsam. Man kann wohl nachher den Weg suchen, den er gewandelt; doch dies ist alles und das Künftige ein Rätsel. Vielleicht ihm selbst; denn gerade in der Fähigkeit des unbewußten Reifens liegt die Bürgschaft für die größte Entwicklungsmöglichkeit. Die Allzuklaren sind immer schnell am Ende.

Harren und sehen allein ist uns gegeben und nachher die heitere Lust zu genießen.

Willy Lang, Berlin.

Anna König.

Skizze von Johanna Siebel, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Vor einem Hause im belebtesten Teile einer mittelgroßen Stadt hält ein brauner, unverhältnismäßig langer Kinderwagen. Eine schlanke, schlichtgekleidete Frau löst mit tiefem Aufatmen die Hände vom Griff des Gefährts und spricht: „So, Rudi, da wären wir; nun wollen wir hoffen, daß alles gut geht!" In der dunkeln Stimme zittert Erwartung. Erwartung liegt auch im Blick der scheuen Augen, die vergrämt, groß und angstvoll aus einem Gesicht schauen, dessen starkgemeißelte Züge den Stempel des Lebenskampfes tragen.

Die Sprechende öffnet mit Anstrengung die schwere eichene Haustür und schiebt den Wagen unter das weite Portal.

Es ist in den ersten Tagen des Januar. Die Luft geht kalt, und die Frau klatscht die klammen Hände ein paarmal heftig ineinander, um das Blut in wärmere Wallung zu bringen, bevor sie das Verdeck des Wagens niederklappt. Ein eckiger Kinderkopf mit vorspringender Stirn über schwermütigen, tiefliegenden Augen wird sichtbar, und eine klagende Stimme spricht: „Ich möchte lieber nicht zum Doktor; er wird mir wehtun, Mutter!" „Nicht bange sein, Rudi!" beruhigt die Angeredete. „Denk' nur, wenn er uns hilft!" Wie aufklingende Freude durchbricht es die Stimme der Frau, als sie fortfährt: „Grad der soll so gut sein! Wunder erzählt man von ihm, so vielen hat er geholfen; sie sagen, der hat wirklich schon Lahme gehen gemacht, und Krüppel hat er geheilt... Denk' doch nur, Rudi, wenn's dem bei uns auch gelänge! Denk', wenn der dich gesund machen könnte! Sei doch brav heute, Rudi, sei du mein tapferer Junge!"

Die Frau hat die dicke wollene Decke zurückgeschlagen, die den kleinen Kinderkörper bis zum Kinn verhüllte, und hebt den Knaben voll zartester Innigkeit empor. Ein schlaffer Kinderleib, dessen dünne Beinchen in erbarmungswürdiger Schwachheit kraftlos niederhängen, liegt in den Armen der Mutter; der matte Oberkörper vermag sich nicht selber zu halten . . . Die Frau hüllt den Knaben mit einer Sorglichkeit, der man die traurige Gewohnheit langer Jahre anmerkt, in ein Tuch, gibt dem Kleinen tunlichst bequeme Ruh in ihren Armen und steigt mit ihrer Bürde die Treppe hinan.

Ihr Gesicht wird dunkelrot von der Anstrengung, und nachdem sie mühsam die zweite Stiege erklommen, lehnt sie für kurze Zeit das Haupt mit dem hämmernden Blut an die Mauer. Ihr Atem geht heiß und keuchend; doch sorglich umfängt ihr Arm das hilflose Kind.

Dann steigt sie höher hinan, Stufe um Stufe sich förmlich erzwingend; vor ihren Augen stieben rote Flecke, und hörbar, zum Zerspringen klopft ihr Herz. Mit einer übernatürlichen Anstrengung überwindet sie die Anwandlung der Schwäche, beißt die Zähne aufeinander und schreitet weiter. Der Knabe lehnt das weiße Gesicht inniger an die Schulter der Mutter, nestelt seine kühlen Fingerspitzen ängstlicher an ihren pochenden Hals und flüstert: „Ich fürchte mich doch, Mutter; wir wollen wieder heimgehen!"

„Nur ruhig, Rudi!" stößt die Frau mühsam hervor.

Nun steht sie aufatmend vor der Türe des Arztes; die Glocke schrillt, eine Magd öffnet und leitet die Taumelnde schnell in ein Zimmer. Das erschöpfte Weib sinkt schwer auf ein Sofa nieder, immer bemüht, des Knaben Lage so gut wie möglich zu lassen. „Sie hätten nicht allein kommen sollen mit dem Kinde," sagt die Magd mitleidig; „das ist zuviel für einen allein, das kann einer nicht!"

Die Frau nickt trübe vor sich hin, sie will etwas erwidern: „Ich . . . ich . . ." Dann schüttelt sie den Kopf und schweigt.

Mählich wird ihr fliegender Atem ruhiger. Die Dienerin hat sich entfernt; jetzt öffnet sich eine Seitentür. Ein schlanker Herr mit dunkelm Vollbart verneigt sich leicht und sagt mit höflicher Stimme: „Darf ich bitten!"

Die Sitzende erhebt sich mit dem Kinde und schreitet mit

ihm in das andere Zimmer. „Kann der Knabe nicht gehen?" fragt der Arzt, während sein Auge mit erwachender Teilnahme die traurige Kindergestalt umfängt.

„Nein," ist die tonlose Antwort.

„Ach, Sie sind wohl Frau Anna König von Oberdorf, deren Besuch mein Kollege Schinner mir kürzlich angemeldet?"

„Ja, Herr Doktor!"

„Wollen Sie das Kind dort auf das Ruhebett bringen, Frau König!" Wie ein verkümmertes Blümchen liegt der Knabe auf dem Lager. Scheu und fragend blinzelt sein Blick unter den langen Wimpern hervor und sucht den Doktor, der, das Haupt in die Hand gestützt, sinnend den Kleinen betrachtet. Ein Zucken fährt jetzt durch den kranken Kinderleib, und der blasse Mund verzieht sich zum Weinen.

Anna König hat sich zu dem Knaben auf das Ruhebett gesetzt und streicht ihm sacht in liebreicher Beruhigung über das braune lange Haar.

Doktor Feldberg beugt sich jetzt über das Kind und streckt ihm gewinnend die Hand entgegen. „Wie heißt du denn, Kleiner?" „Rudolf König," antwortet ein stotterndes Stimmchen.

„Und wie alt bist du, Rudolf?" Der Knabe schaut die Mutter an. „Er wird nächsten Monat sechs Jahre," sagt Anna König.

Mitleidig ruht des Doktors ernstes Auge auf der kleinen Gestalt im bauschigen blauen Röckchen.

„Ist das Kind schon lange krank?"

„Es ist nie gesund gewesen, Herr Doktor."

„Hat es jemals gehen können?"

„Nein, Herr Doktor!"

Feldbergs Gesicht wird ernster: „Also tiefere Ursachen," spricht er leise vor sich hin, und dann lauter: „Wollen Sie den Knaben ausziehen, Frau König!"

Anna streift die Handschuhe ab; Feldberg bemerkt, daß an den schlanken, kräftigen Händen kein Goldreif steckt. Forschender ruht sein Auge auf der schlichten, sympathischen Erscheinung, deren Antlitz jenen hoheitsvoll ergreifenden Zug trägt, der seinen Ewigkeitsausdruck in den Madonnenbildern alter Meister gefunden.

Unter des Arztes prüfendem Blick steigt eine Röte in Annas Wangen; demütig neigt sie das erglühende Haupt. Dann beginnt sie mit der ihr eigenen unendlichen Sorgfalt, sodaß keine ungeschickte Bewegung des Kindes arme Glieder unnötig schmerzen läßt, den Knaben zu entkleiden. In jeder Handbewegung liegt eine verschwiegene Zärtlichkeit, eine leise Betätigung tiefgefühltester Mutterschaft ... Kein Zweifel, die Frau ist des Kindes Mutter; ihr Wesen adelt sie dazu, wenn auch äußerlich gar keine Aehnlichkeit in den beiden Gesichtern vorhanden ... Wie zur Bestätigung seiner Folgerung spricht Feldberg: „Sie sind doch des Kindes Mutter?"

„Ich bin seine Mutter, Herr Doktor!"

Annas dunkle Stimme zittert leise; tiefer senkt sie das ausdrucksvolle Haupt nieder zum Kinde.

„Sie haben viele seelische Erregungen vor der Geburt Ihres Söhnchens gehabt?"

„Ja, Herr Doktor!"

Gequält klingt die Antwort, gequälter noch die mühsame Frage: „Kann es Einfluß auf die Entwicklung dieser Krankheit gehabt haben?"

„Ja und nein, liebe Frau!" In Feldberg erwacht der strenge Wissenschaftler, der erbarmungslos um jeden Preis Ursache und Wirkung im Zusammenhang der Dinge ergründen möchte. „Hatten Sie einen Schrecken während jener Monate?"

„Ja!" Rauh ringt sich der kurze Laut aus der Frauenkehle.

„Ist des Kindes Vater gesund?"

„Man hat mir vor Jahren geschrieben, daß er rückenmarkleidend."

„So ist er also nicht bei Ihnen?"

Achtlos tut Feldberg die Frage, versunken in seine wissenschaftliche Perspektive, die sich ihm klarer und klarer erhellt.

„Ich bin nicht verheiratet, Herr Doktor!" Anna hebt bei den scheuen Worten die Augen von dem Knaben und schaut auf die gegenüberliegende Wand.

„So, so." Feldberg hat sich während der letzten Frage an den Schreibtisch gesetzt und einige Notizen gemacht; er sieht nicht die Beschämung auf dem Gesichte der Frau, deren Körper in furchtsamer Bewegung zurückdrängt von dem Kinde und deren Finger sich ängstlich spreizen.

Als Arzt ist er zu sehr an den Blick in geheimnisdüstere Verhältnisse gewöhnt, als daß ihn die Antwort der Frau groß verwundert hätte oder für den Augenblick stärker beschäftigte.

Jetzt erhebt er sich und nähert sich von neuem dem Ruhebett.

Anna ist fertig mit der Entkleidung des Knaben. Was das bauschige Röckchen gnädig verhüllt, ist sichtbar: eine traurige Mißgestalt, die den Kopf matt und verlegen zur Seite wendet, als litte das Empfinden des Kindes unbewußt unter seiner eigenen entblößten Krüppelhaftigkeit.

Als der Arzt herantritt, macht Anna unwillkürlich eine Bewegung, wie wenn sie sich auf die Knie lassen möchte; dann hebt sie die Glieder, schlingt krampfig die Hände ineinander und haucht: „Helfen Sie uns!"

Feldberg rückt an seinem Kragen; diese Frau hat in ihrer hilflosen Demut etwas, was ihm die Luft in dem Zimmer unbehaglich eng erscheinen läßt.

„Wir wollen sehen, was zu machen ist, liebe Frau!" Dann neigt er sich wieder zu Rudolf: „Setz dich mal auf, Kleiner!" ermuntert er den Knaben.

„Ich kann nicht!" In müdem Vorwurf erklingt die Stimme.

„So reich' mir die Hände, daß ich dir helfe!" Matt legt das Kind die durchsichtigen Finger in die kräftigen des Arztes; es hilft, so gut es kann, dem Doktor nach, sein krankes Körperchen emporzurichten.

„Bist ein braver Junge, Rudolf!" lobt Feldberg.

Ueber des Kleinen ängstliches Gesichtchen gleitet ein Lächeln, wie wenn ein Sonnenstrählchen kränkliche Kellerkeime flüchtig erhellt.

Jetzt ist der Knabe aus seiner liegenden Stellung emporgerichtet und hängt in den stützenden Armen des Arztes. Ein hoher Rücken, dessen traurige Wölbung bald unter dem Genick beginnt, wird sichtbar; der eckige Kopf, der von einem magern Hälschen schlecht getragen wird, duckt sich müde zwischen die schmalen vorspringenden Schultern.

Während Feldberg mit sorgsamer Gründlichkeit die aus der Lage geschobenen Glieder betrachtet, hier klopft und dort prüfend horcht, folgt Annas Auge angstvoll jeder Bewegung des Doktors und späht in durchdringender, scharfsichtig vorausahnender Unruhe in den ernsten Zügen, als könne sie dort ihr Schicksal ergründen. Die Not ihrer Seele glüht in den Augen und jagt Hoffen und Fürchten bald in kalkiger Blässe, bald in wehendem Scharlach über ihr schmales Gesicht. Dieser Arzt ist der Bestgenannten einer, sein Ausspruch soll das Urteil fällen! Wird er ihr helfen, dieses Kindes Le-

Niklaus von der Flüe.
Marmorstandbild (1902) von Hugo Siegwart, Luzern-München, im Vestibül des Bundeshauses zu Bern.

benslast leichter zu machen? Wird er — bestätigen, was die andern gesagt?

Ein ächzender Laut schwebt durch den großen Raum; hilflos greift Anna an ihre Flechten und schaut in verstörter Furcht auf das Kind.

Feldberg trachtet, den Knaben jetzt auf die Füßchen zu stellen; die Knie knicken kraftlos zusammen. Sein verbogenes Körperchen sucht verlangend das Ruhebett, ein armes, wurzelkrankes Pflänzchen, das, völlig haltlos, nur am Boden liegen mag, um seine Schwachheit dort minder zu fühlen.

Unergründlicher wird Feldbergs ernstes Gesicht.

Wieder richtet er einige knappe Fragen an Anna, die diese rauh und mühsam beantwortet. Es liegt ein unnatürlich Wirres, etwas Gerichtetes in ihrer Haltung. Der Arzt beginnt nun, seinen elektrischen Apparat in Bewegung zu setzen. Vorsichtig bringt er den Strom auf des Knaben krankhafte Haut; vorsichtig steigert er nach einer prüfenden Weile die Stärke der Kraft: kaum, daß hier und da ein Nerv in matter Bewegung ihm antwortet.

Willenlos hat Rudi die lange Untersuchung über sich ergehen lassen, nur zuweilen in stummberedter Klage den verschleierten Blick zur Mutter erhoben; jetzt aber beginnt er in Erschöpfung leise zu weinen, erst tränenlos, dann rinnt Tropfen um Tropfen langsam unter den dunkeln Wimpern hervor und blinkt über die schmale Wange. Liebreich streicht Anna über das kleine Gesicht und hält wieder tapfer die Hände des Kindes, daß deren Unruhe des Arztes Arbeit nicht störe. Feldberg schaut für einen Augenblick auf: „An Ihnen könnte sich manche Mutter ein Beispiel nehmen, Frau König!"

Ehrliche Anerkennung klingt aus den Worten für Anna, deren Mitleiden stumm auf den bebenden Lippen zittert.

Nach einiger Zeit stellt Feldberg den elektrischen Strom ab und setzt sich von neuem an den Schreibtisch, Anna mit höflicher Armbewegung ersuchend, in seiner Nähe Platz zu nehmen. Sie hüllt das ermattete Kind in die Decke und folgt der Aufforderung.

Fragend schaut sie auf Feldberg. Als der Arzt schweigt, aufmerksam seinen Bleistift zwischen den beiden Zeigefingern haltend, abwartend, daß man das Wort an ihn richte, sagt Anna endlich stockend, als fürchte sich jeder Laut des Satzes Sinn zu vollenden, als grause ihr vor dem Todesurteil der folgenden Antwort: „So wird der Knabe nie gehen lernen?"

„Nach aller Wahrscheinlichkeit nicht, Frau König!"

Ein sonderbares „Ah" kommt aus Annas Munde, so erschrocken und dennoch so staunend, als würde ihr trotz aller vorher durchdachten Gewißheit doch ein Neues, für den Augenblick überwältigend Schreckliches mitgeteilt, und unsicher tastend, ankerlos auf dem hohlgehenden Meere ihrer Empfindungen hin- und hergestoßen, müht sie sich, etwas zu sagen: „Ich dachte ... Ich ... ich dachte ..." Die Stimme des armen Weibes bricht spröde ab, sie schluckt krampfhaft an etwas Hartem, Würgendem im Halse; dann streicht sie über ihr Kleid, als müsse sie sich von der Wirklichkeit der Dinge überzeugen, und bringt mit harscher Stimme hervor: „An seinem hohen Rücken ist auch ... nichts zu ... heilen? Wenn er nicht gehen kann ... Man liegt schlecht auf einem spitzen Rücken?" Das Letzte sagt Anna wie in Gedanken zu sich selber.

Den Doktor dauert die Frau; er vermag es kaum, Blüte um Blüte von dem zitternden Halme ihrer Hoffnung zu streifen, und so sagt er schier gegen seine bessere Ueberzeugung, die düstere Not in diesen Augen um ein Geringes zu lichten: „Ein wenig doch! Man mißt ihm ein Bettchen an und polstert es weich; dann liegt er fast schmerzfrei, und die Krümmung wird sich weniger stark ausbilden!"

Anna hat inzwischen größere Ruhe errungen. „Gehen die Lähmungen vom Rücken aus, Herr Doktor?"

„Zum Teil, liebe Frau!"

„Wird sein Verstand leiden?" Gieriges Hoffen liegt in dem seltsamen Ton.

Befremdet schaut Feldberg auf. „Sie tasten entschieden zu weit in die Zukunft, Frau König! In derartigen Fällen kann man mit Bestimmtheit absolut gar nichts vorhersagen; die täuschen oft jegliche ärztliche Voraussetzung."

Erschöpft lehnt sich Anna aus ihrer vorgeneigten Haltung zurück und flüstert kaum hörbar: „Du strafst hart, mein Gott!" Dann fragt sie lauter, wie in grausamer letzter Bejahung der eigenen Gedanken: „Da ist also keine Kunst, die dem Kinde helfen kann? Und der Knabe wird immer so leiden müssen wie jetzt und nie weniger?"

Feldberg blickt die Sprechende mit Bedeutung an: „Doch, liebe Frau, einmal doch!"

Anna versteht sofort. Hastig nimmt sie den tiefen Sinn auf; wieder liegt das gierige Hoffen im Ton: „Und wie lange noch, Herr Doktor?"

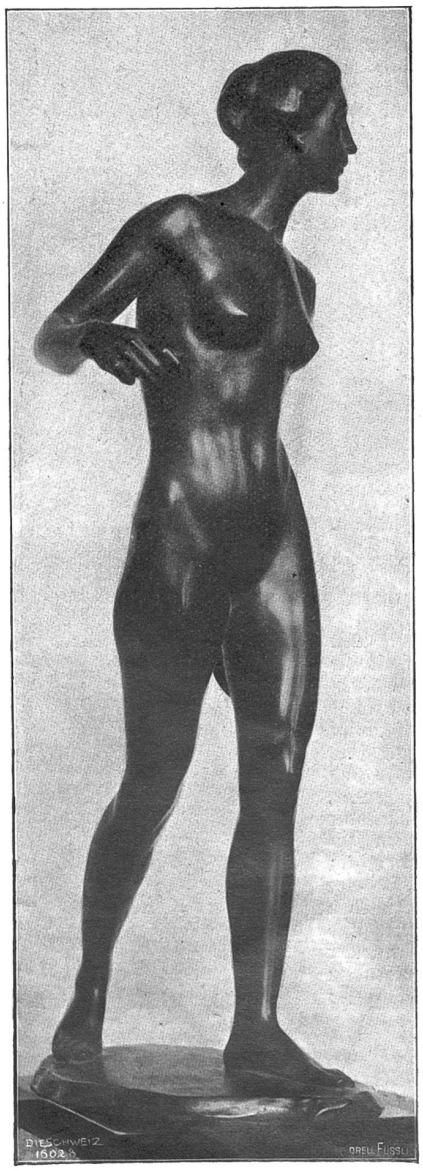
Da zuckt der Arzt die Achseln: „Das entzieht sich abermals meiner Berechnung: vielleicht noch Jahre, vielleicht kann er alt werden! Es ist eine zähere Lebenskraft in diesen Kreaturen, als man ihrer äußerlichen Gebrechlichkeit zutraut; da flackert das verlöschende Flämmchen immer von neuem auf, und man fragt sich vergeblich, wie ihm die Kraft zu soviel Hartnäckigkeit wird."

Feldberg erhebt sich und wendet sich wieder zu dem Kinde, das still und teilnahmslos dagelegen. Er lauscht nochmals an Brust und Rücken, streichelt des Buben dünne Wangen und spricht dann zu Anna gewendet: „Sie können den Knaben anziehen, Frau König! Nächste Woche wollen wir mit einer orthopädischen Behandlung beginnen. Etwas werden wir immerhin erzielen; möglich, daß der Knabe sich doch wenigstens kriechend vorwärtsbewegen lernt, wenn wir seinen Allgemeinzustand durch eine besondere Diät zu heben suchen. Lassen Sie ihn inzwischen soviel wie möglich auf einem Teppich am Boden spielen, damit seine Muskulatur sich kräftigt!"

Anna, die währenddessen den Knaben angekleidet, murmelt etwas Unverständliches vor sich hin und würgt dann dumpf hervor: „Er mag ... ja nie spielen!"

Sie hüllt das Kind in das Tuch. Ihr Gesicht trägt den Ausdruck geschlagenster Hoffnungslosigkeit, und Feldberg hat plötzlich die Empfindung, als dürfe er diese Frau nicht ganz ohne Trost ziehen lassen, als brüte irgend ein unbestimmbares Unheil in der Trübsal dieser gänzlich zernichtet blickenden Augen: „Wie gesagt, liebe Frau, das letzte Wort ist auch in diesem Falle noch lange nicht gesprochen; es tritt zuweilen, wie durch ein Wunder, eine Wendung ein, die auch die dunkelsten und allerverzweifeltsten Komplikationen löst und vor der unsere Kunst verblüfft stehen bleibt ... Es sind in der Tat schon solche Wunder geschehen, Frau König!"

Anna hebt mit einem Gesicht, auf dem der Schmerz jegliche Bewegung stumpf gemacht hat, den leise klagenden Knaben



Diana. Bronzestatuette (1904) von Hugo Siegwart, Luzern-München, vom Schweiz. Bundesrat angekauft.

auf den Arm und spricht in einem abwesenden Ton: „So höre doch, Rudi, er sagt ja, ein Wunder kann kommen! So wein' doch nicht, Kind, es sind in der Tat schon solche geschehen!"

Dann neigt sie steif, als hemme sie eine Pein, das Haupt und verläßt das Zimmer. Schwerfällig steigt sie mit ihrer Last die Treppe hinab, schleppenden Schrittes stößt sie den Wagen durch die belebten Straßen. Zuweilen streicht sie sich lässig, unbewußt, mit einer zerrenden Bewegung die losen Schläfenhaare nach hinten und bleibt einen Augenblick stehen, unfähig, die Räder des Wagens weiter zu stoßen. Der Hinweg war lang und mühsam, doch brannte ihr treibende Hoffnung im Herzen; endlos scheint ihr jetzt der Pfad, jeglicher Hoffnung beraubt.

„Ich werde nie gehen lernen, Mutter?" fragt der kleine Knabe müde.

„Manche Mütter gehen für ihre Kinder, Rudi, und tragen sie durchs Leben," sagt Anna mit sonderbar einförmiger Stimme, als sei sie ein Medium, das im Geiste anderer spreche, und entrückt mit leerem Ausdruck blickt ihr Auge über den Knaben hinaus.

„Ich möchte aber doch gerne mit meinen Beinen gehen," spricht das Kind traurig. „Du hast mir gesagt, daß ich würde. Mutter, bitt' doch den Doktor, daß er mich's lehrt; du sagst ja, er kann viel!"

„Es ist gar schwer, ein Kind zum Gehen zu bringen," entgegnet Anna wieder in jener geheimnisvoll abwesenden Art; „das scheint nur ein Leichtes, wenn man sieht, wie das so ohne weiteres springt und daherläuft."

Vorübergehende bleiben stehen, schauen verwundert den ungewöhnlich langen schmalen Wagen, spähen neugierig hinein und blicken mitleidsvoll auf das blasse unschöne Kind und dann auf die Frau, deren Lippen sich wie im Selbstgespräch lautlos bewegen.

Mählich kehrt ein bewußterer Ausdruck in Annas trostlose Augen. Frauen wandern des Wegs; die führen größere und kleinere Kinder an der Hand, und Anna schaut auf den Gang jedes einzelnen, als sei er eine Offenbarung allerhöchster, herrlichster Kraft. Und zu jedem einzelnen Weib möchte sie hinstürzen, gleichviel ob es reich oder in dürftigste Armut gekleidet, und hastig fragen: „Seit wann läuft dein Kind, und das Größere dort, wann lernte es gehen? ... Und weiß mir keine von euch von einem Wunder zu sagen, daß ein jahrelang Lahmes die Füße konnte brauchen und ein Krüppel den Buckel verlor? Kennt keine von euch eine Kraft, die krankes Mark durchdringt und gesund zu machen versteht? Ich würde wandern zum Ende der Welt — ich bin eine Mutter — wenn ihr den Ort mir nenntet!"

Hundertmal drängt ihre Seele so in stummem, verzweifeltem Fragen. Der Weg wird stiller, die Häuser stehen nicht mehr in langen, geschlossenen Reihen hart nebeneinander; weite Gärten und Felder dehnen sich vor Annas Augen, Wälder im Märchengewande des Winters, Höhen im Königskleide des Schnees werden sichtbar.

Der Pfad führt jetzt bergan. Die feine, klare Winterluft wird kühler, und der Sonne Strahlen fallen in breiten, lohenden Lichtern gleich wabernden Riesenfackeln über den Schnee und entzünden die Flächen zu scheinender Glut.

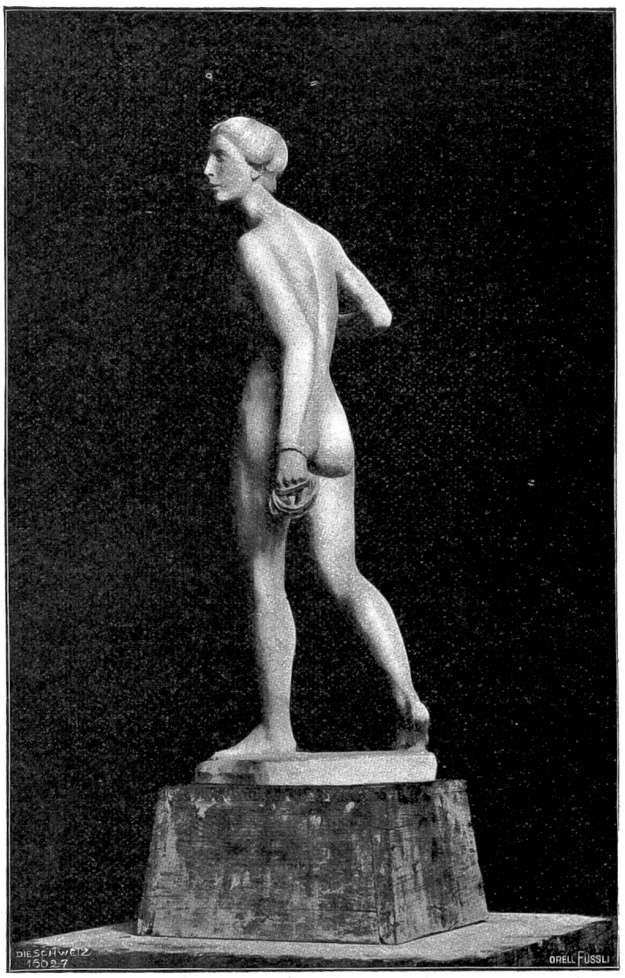
Himmel und Erde brennen. „Das fließt wie Blut über den Schnee," flüstert Anna erschauernd, „als ob man die Herzen von tausend Müttern geöffnet, als ob dort auch mein Herzblut riesele."

Der Knabe hat die tiefen, traurigen Augen geschlossen, sein dünnes Gesichtchen ist rot überwärmt vom Feuer der Sonne, die aus ihrer urewigen Fülle den Schein blutvollen Lebens auch über das saftlos Entkräftete weht.

Langsam kriecht das Gefährt aufwärts, gefolgt von seinem Schatten, der ihm hart zur Seite wandelt, ein drohendes Phantom, das sich nur träge, widerwillig fortbewegt auf dem glutenden Schnee.

In der Mitte der Halde stößt des Wagens Schwere Anna für einige Schritte zurück. Unheimlich schwankt des Schattens Ungeheuerlichkeit hin und her.

Verstört, mit leisem Aechzen stemmt das Weib die ermattende Kraft gegen das niederzwängende Gewicht, das mit ihr in die Tiefe zu rollen droht. Ihre Sinne verwirren sich, ihre Augen beginnen zu flackern, sie schwankt. Ihr ist plötzlich, als hinge sie an himmelhoher Wand, die mit scharfschneidigem Dornengerank dicht umwunden sei, und an dieser Wand kröche sie



Diana. Gipsmodell zu der Bronzestatuette S. 14.

ächzend hinan, immer höher hinauf. Und spitzige Zacken zerfetzen ihr Gewand, und krallende Dornen zerschneiden ihr Gesicht und Glieder, und in feinen Rinnen rieselt das rote Blut über ihren hagern Leib. Und ein Schatten reckt sich mit scheußlich höhnischen Fratzen aus der steilen Tiefe riesengroß empor und langt nach ihr mit dünnen gräßlichen Armen, und eine Last drückt von oben sie nieder in des Gespenstes schwarze Umschlingung, und ihr entblößter Leib wird über das Gedörn gleich über lebenden Rost gezogen, immer tiefer, tiefer, hinab an der schrecklichen Wand, immer furchtbarer niedergedrückt von der wuchtigen Last, immer fester umwunden von des Schattens Hals und Glieder würgenden Nähe.

Anna schluchzt plötzlich auf, die Folter ihrer Seele hat sie zu Boden geschlagen; sie liegt auf der harten, gefrorenen Erde, als Prellstein vor den Rädern des abwärts drängenden Wagens, bedeckt von seinem schweren, drohenden Schatten.

Mechanisch greifen ihre Hände in das blanke Stahlgeflecht der Speichen, als griffe sie in das Dornengerank der jäh steigenden Wand.

So liegt sie eine Weile, den Kopf schweratmend an Arm und Wagenrand gelehnt.

Dann ermannt sich ihr betäubter Sinn, ihre Finger tasten in den losen Schnee am Wege und führen ihn an die glühende Stirne ... Als ob ihr Wesen aus einer geheimen Quelle neue Kraft empfangen, so richtet sie sich jetzt empor, schüttelt ihr schneebestäubtes Gewand und schiebt den Wagen wieder die Halde hinan.

Dem schlummernden Kinde nickt sie zu: „Gut, daß du schläfst, gut, daß du schlafen kannst; das kürzt dir dein Leiden! Wenn ich könnte, ich lehrte dich schlafen ... viel und lang; glaube mir!"

Dianakopf (1904) von Hugo Siegwart, Luzern-München.

Immer klarer wird Annas Blick, aufmerksam betrachtet sie das Kind, weiter weben die Gedanken ihr trostloses Gebilde: „Armer Bub, keinen Vater haben und ein Krüppel sein dein Leben lang, das ist hart! Im besten Falle nur kriechen können gleich einem unverständigen Tier, gleich einem verächtlichen Wurm, mit deinem lieben, armen Kopf zu den Füßen der Menschen, daß sie die Stirn dir stoßen, das Haupt dir blutig treten, wenn sie in rohem Gleichmut ihrer Schritte nicht achten!" Gemartert schaut Anna zur Seite, Entsetzen im weiten Blick, als sehe sie das gräßliche Bild ... Dann nickt sie überlegen vor sich hin. Ihr Auge ruht mit ergreifendem Ausdruck auf dem Knaben, und in der Art jener Mütter, die mit ihren Kindern das Zukünftige und Vergangene in lauter und leiser Zwiesprache voll restloser Wahrheit verhandeln, die dem Eigengebornen alles vertrauen, des Herzens tiefste Not und seine seligsten Freuden, als wäre da nichts zwischen Himmel und Erde, was eine Mutter bewegt, daß es ihr Kind nicht verstünde: so beginnt sie mit leisem Tone: „Das ist die Sünde der Väter, das ist die zermalmende, Grauen einflößende Gerechtigkeit, die das Verbrechen der andern am schuldlosen Kinde heimsucht vom Mutterleibe an, welche die Frucht, die zur seligen Freude, zur holdesten Himmelsluft auf Erden erblühen könnte, krank macht im Keime und die das empfangende Fleisch in furchtbarer Weisheit so härter zu strafen versteht als durch klaffende Wunden am eigenen Leibe und die Seele mit schlimmern Ruten peitscht, als die zackigste Geißel vermag!"

Mit schrillem Ton hält Anna einen Augenblick den Wagen still, und dann spricht sie, schwerfällig weiterschreitend: „Weißt du auch, daß ich träumte, dein Lächeln sollte meine Ewigkeit, deine Liebe mein Trost so zum Leben wie zum Sterben sein? Weißt du, daß ich in grenzenloser Vermessenheit wähnte, trotz allem dein Leben in glitzernden Sonnenschein hüllen zu können? Alles, was an der Heiterkeit Gold aus ferner Kinderzeit Tagen mir auf dem Grunde der Seele lag, das wollte ich heben, auf daß mein herber Ernst dich nicht schrecke. Ganz ausfüllen sollte dich meine Liebe; ich wollte du werden; in dir wollte ich nicht aufhören! Ein vaterloses Kind muß eine gute Mutter haben und alles in der Mutter finden ... So dachte ich, und ach, viel Schöneres noch! Und erstickte in mir die furchtbare Not, daß dich der Vater verließ, bevor er dich geschaut, daß er mit zähem Schmutz bewarf, die sich deine Mutter fühlte!"

Auf einmal lacht Anna auf, jenes kurze grausige Lachen, das sich der Brust entringt, wenn die Augen das Weinen verlernt!

Und unter jenem herzzerreißenden Lachen stößt sie gell hervor: „Seht doch, seht, wie sich mein Wünschen erfüllt: sein Lächeln ist trauriger noch als sein Klagen, ein Krüppel ist er und ein Bastard! Einer, der noch nie ein armselig Blümchen pflückte mit eigener Hand, ein Ausgestoßener, ein Gerichteter von Anbeginn! Seht seine groteske Gestalt, seht sein gräßliches Leid! Seht Gottes furchtbaren Fluch auf meiner atmenden Schuld!"

Völlig erschöpft hält sie inne, immer noch das grausige Lachen auf den verzogenen Lippen. Die Augen glühen, heiße Flecke brennen auf den Wangen, und ein Frost schüttelt die Glieder. Kraft suchend, birgt sie das Haupt einen Augenblick auf der Decke des Wagens.

Hastiger alsdann rollen die Räder über den knirschenden Grund. Der glühende Himmel wird fahler, der scheinende Schnee erblaßt — — —

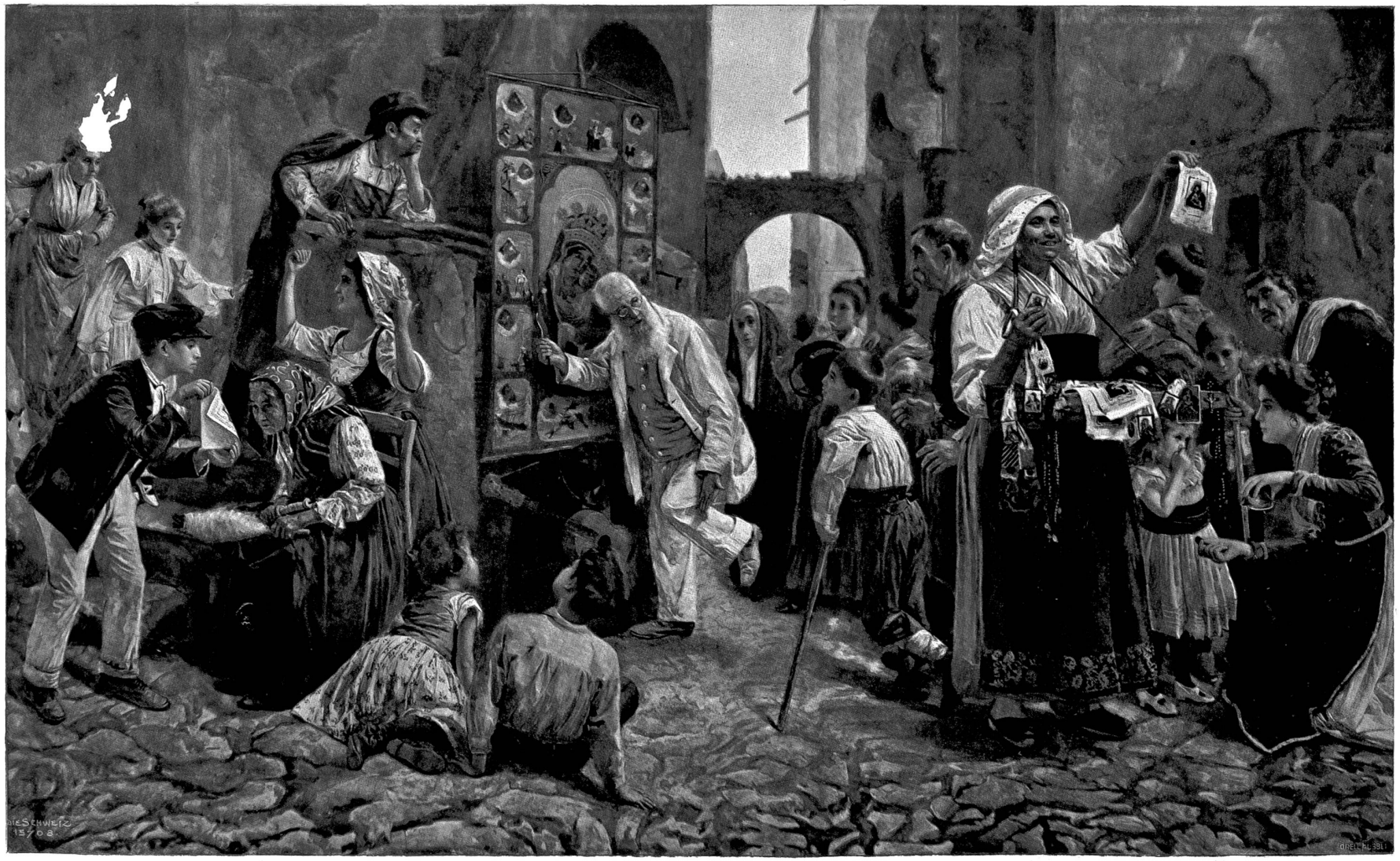
Anna nähert sich jetzt einem kleinen weißgetünchten Hause; zwei Frauen schreiten an ihr vorbei und fragen mitleidig: „Wie geht's mit dem Rudi, was hat auch der Doktor gesagt?" Sie streicht nervös über den Wagenrand und entgegnet verwirrt mit scheugesenkten Blicken: „Er ... weiß nicht mehr als die andern; er ... sagt, hier kann nur ein Wunder helfen!"

„Armes Weib," flüstern die Frauen im Weitergehen und schauen sich teilnahmsvoll um; „der würde auch wohler sein, sie hätte nie geboren! Da wird kein Wunder helfen, es sei denn der Tod, und dem verkrüppelten Bub möchte man nichts Lieberes wünschen!"

Annas scharfes Ohr erhascht durch die klare Winterluft ganz deutlich die Worte. Plötzlich starrt sie betroffen vor sich hin, wie einer, der entsetzt etwas Unfaßliches schaut; wie unter einem körperlichen Schmerz dreht sie das Haupt mühsam nach rechts und nach links und schließt die Augen, als sehe sie ein Grauen, und wehrt mit der Hand: „Fort doch, fort, ihr seid der Hölle entstiegen, ich will euch nicht sehen, ich will euch nicht hören! Zum Frevel den Frevel häufen? Zur Sünde Verbrechen gesellen? Fort, sage ich euch, fort!"

Aber der Gedanke, der da in ihrer Seele Leidensnacht entstanden, hebt sich nicht von dannen, reckt sich riesengroß und drängt jegliches andere Fühlen beiseite. Als Anna den Wagen in den dämmerigen Hausflur schiebt und des Knaben gebrechliche Glieder in ihren Armen fühlt, da sinkt ihr ganzes Empfinden völlig nieder vor der flammenden Macht dieses einen Gedankens, und sie murmelt mit unnennbarem Staunen: „Kein Wunder ... als ... der Tod? Nichts Lieberes als ... den ... Tod? Mein Kind! Mein Sohn! Sind wir denn irre gegangen?"

(Schluß folgt).



Neapolitanischer Wunderkünder der Madonna.
Nach dem Aquarell von Paul Demme, Solothurn.